



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

weitem Thätigkeit eines reinern und höher gebildeten Zeitalters. — Michelet gab eine halb wahnsinnige Vergötterung des mystischen Begriffs „Volk“, dem eine unbedingte Unfehlbarkeit zugeschrieben wurde, und einen bis zum Götzendienst ausartenden Cultus der Insurrection, in jenem wüsten Jargon der Romantik, welche alle mögliche Gebiete des Himmels und der Erde ohne Methode und Gesetz durcheinander mischt, um das plastisch Lebendige zu Traumwesen zu verflüchtigen. — Endlich gab Laménais durch seine Visionen diesen zerstreuten Momenten die Weihe einer höhern Inspiration.

Was diese Revolutionärs, die Feinde des „bürgerlichen Egoismus,“ gemeinsam charakterisirt, ist die Idee, der Staat müsse Alles leisten und für Alles verantwortlich gemacht werden; und der Einzelne habe nur die Aufgabe — nicht für seine eignen endlichen Zwecke zu wirken — sondern zu bestimmen, wie der Staat Alles und jedes Einzelne thun müsse. — Eine Umdrehung der Begriffe, die alles Staatsleben in eine Reihe von Insurrectionen und Emeuten auflöst. — Nur dadurch unterscheiden sie sich, daß der Eine den Despotismus (den Schrecken) als Mittel und eine anarchische Freiheit als letzten Zweck aufstellt, während der Andere durch die Uebergangsperiode der Anarchie zum Despotismus der Phalansterien dringen will.

Diese falschen Theorien hätten an sich weniger Wichtigkeit, wenn sie nicht mit einer ebenso falschen Richtung des Gemüths, die sich gleichfalls in der Literatur ausspricht, zusammenfielen. Die modernen Belletristen mit ihrem Zigeunerleben haben nämlich das Publicum daran gewöhnt, die Begriffe Unordnung und Genie zu identificiren; sie stellen die Unterwerfung unter die Pflicht als Zeichen eines beschränkten, unpoetischen Sinnes dar, und als das Charakteristische einer mächtigen, ursprünglichen Natur die Unfähigkeit, seine eignen Leidenschaften zu meistern. Jeder Liebende, der nicht ganz Rococo sein will, muß erklären: ich bete Dich an, auch wenn Du entehrt und im Schmutze herumgeschleift bist; und um Deinetwillen bin ich jeden Augenblick bereit, mich zu entehren und im Schmutze zu wälzen. — Diese Zügellosigkeit der Gesinnung, auf die Politik angewendet, muß das wildeste Chaos hervorbringen, und man kann wohl behaupten, daß ohne eine Wiedergeburt der sittlichen Begriffe von einer dauernden Verbesserung des Staatslebens in Frankreich nicht die Rede sein wird.

W o c h e n s c h a u.

Neue Schriften über deutsche Interessen. — Germania, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation nach ihrer fortschreitenden Entwicklung u. s. w. Zur Förderung deutschen Sinnes und deutscher Einheit herausgegeben von einem

Verein von Freunden des Volkes und Vaterlandes, eingeführt durch E. M. Arndt. 1ste Lieferung. Leipzig 1851. Uvenarius und Mendelssohn. (Preis der Lieferung 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.) — Der Anfang eines nützlichen und zeitgemäßen Werkes, welches in Lieferungen erscheint ungefähr wie die vielverbreitete „Gegenwart“, und sich die Aufgabe stellt, das deutsche Land zu schildern, wie Natur und Kunst es gestaltet, und unser Volk in seinen Eigenthümlichkeiten, die politische Geschichte, die Geschichte der Verfassungen, des Rechts des Gemeinwesens, des Adels, der Herrengeschlechter, der Presse, des Vereinswesens u. s. w.; ferner die socialen Zustände, die gewerblichen und Handelsverhältnisse, das religiöse und kirchliche Leben, Wissenschaft und Kunst, ferner Schilderungen von Personen und Zuständen u. s. w. Die Form, in welche dieser reiche und mannigfaltige Stoff gefaßt werden soll, wird die einzelner, selbstständiger Abhandlungen sein, jede etwa von 1—2 Bogen. Die Männer, welche an diesem guten Unternehmen theilgenommen sind, zählen unter den besten und edelsten, welche Deutschland besitzt, zum Theil sind es die Autoritäten der großen Partei, welcher auch dieses Blatt dient, so stehen z. B. unter dem Buchstaben D: Dahlmann, Ed. Devrient, Dückwig als Mitarbeiter neben einander.

Das erste Heft enthält: Preußen und Oestreich in ihrem Verhältniß zu Deutschland von B. A., die deutschen Denkmäler v. Stricker, die Rechts- und Staatsverfassung Kurheffens v. Wippermann, deutsche Nationalerziehung von Diesterweg, dänisch-deutsche Wechselwirkungen v. Stricker.

Diese Ankündigung möge den Lesern unseres Blattes die Germania empfehlen. Wir begleiten das neue Werk mit unsern besten Wünschen und werden nach dem Erscheinen der nächsten Hälfte einzelne bedeutende Artikel besprechen.

Politische Schriften. — „Unsere Politik“ (Berlin, Schneider) hat in zahlreichen Kreisen Aufsehen gemacht. Die Broschüre gibt sich den Anschein, von der preussischen Torypartei ausgegangen zu sein. Mir kommt dieser Ursprung nicht wahrscheinlich vor. Der Inhalt ist nämlich eine heißende Darstellung der preussischen Politik, namentlich in der deutschen Sache, seit den Märztagen und bis über die letzte Novemberkatastrophe hinaus. Die Mobilisirung der Armee und die unmittelbar sich daran knüpfenden Schritte werden mit derselben Energie gezeißelt, als die Politik Arnim und Radowig. Ein preussischer Tory würde in solchen Dingen um so behutsamer sein, da die Kreuzzeitung in jenen Tagen am lautesten in die Kriegstrompete stieß. Außerdem zuckt das Gefühl der preussischen Ehre doch auch in der Brust der Männer der äußersten Rechten; sie weiden sich nicht gern an dem Schimpf ihres eigenen Staats. Wenn diese Darstellung — die übrigens leider zum größten Theil Wahrheit enthält, — nicht von einem außerpreussischen Großdeutschen ausgegangen ist, so könnte sie von einem verkappten Demokraten herrühren. —

„Die Eigentlichen“. Ein Versuch zur Verständigung über die Wahrheit der constitutionellen Partei. (Berlin, W. Berg). — Diesmal haben wir es wirklich mit leibhaftigen Tories zu thun. Die Eigentlichen sind Wir; aus Gothaer Würsten sind wir durch Zuschauer und Kladderadatsch zu „Eigentlichen“ avancirt. Mit der Zeit denke ich, wird der alte Name „Liberale“ wieder in seine Rechte eintreten. — Wir werden diesmal human behandelt; man schilt uns nicht, sondern man läßt sich herab, uns zu belehren. Worte, wie „selbstbewußte Substanz“, „Ueberwindung der Gegensätze“ u. s. w.“

klingen wie träumerische Reminiscenzen um unser Ohr. Medicinisch-juristische Deductionen steigern die Verwirrung. Ich kann mich nicht enthalten, die eine anzuziehen. „Jeder Staat verlangt zu seinem Bestehen ein gesetzlich geordnetes Steuersystem. Die Aufhebung desselben führt, der Hemmung des Blutumsaßs völlig vergleichbar, den Tod herbei... Sie nehmen indessen das Recht des politischen Selbstmords als letztes Vertheidigungsmittel der Volksvertretung in Anspruch. Abgesehen davon, daß Subject und Object des Mordes keineswegs ganz identisch sind, ein reiner Selbstmord mithin nicht vorliegt“ u. s. w. — Sollte der Verfasser nicht doch wenigstens ein geborner Destreicher sein? Die Doctrinäre haben, wie Herr v. Mantouffel bemerkt, keinen Boden in Preußen. Zu den verschrobensten aller doctrinären Voraussetzungen aber gehört die Annahme, die politischen Individualitäten seien so verstockte Individualitäten, daß man gar keine allgemeine Regel auf sie anwenden könnte. Der Gärtner lernt doch von einem Apfelbaume, wie er den andern zu behandeln hat, wenn er auch noch so sehr der individuellen Apfelnatur Rechnung trägt; natürlich wird es ihm nicht einfallen, den Apfelbaum wie eine Zibethkage zu behandeln. So lange man uns also nicht bewiesen haben wird, daß gewisse Voraussetzungen, die alle gebildeten Völker — freilich nicht die Neger, nicht die Sottentotten, nicht die Kamtschadalen — gemein haben, nicht auf das preußische Volk Anwendung finden, so lange wird das Lächerliche, das man auf unser „System“ zu werfen sucht, auf die Spötter zurückfallen. —

Der Bundestag in Frankfurt a. M. vor den oberbairischen Geschwornen am 19. Dec. 1850. Nach stenographischen Berichten. München G. Franz. — Die Broschüre enthält die Verhandlungen beim Schwurgerichtshof zu München gegen den Redacteur des „Eilboten“, welcher durch seine Angriffe gegen den Bundestag zugleich die bairische Regierung beleidigt haben sollte. — Sie ist höchst lesenswerth, nicht allein wegen des günstigen Ausgangs, der mit der Freisprechung der Angeklagten zugleich die Ungesetzlichkeit des restaurirten Bundestags erklärte; nicht allein wegen der in der Vertheidigungsrede angezogenen Documente, in denen die Regierungen auf den Wechsel ihrer Ansichten in Beziehung auf den Bundestag aufmerksam gemacht werden, sondern vor Allem, um das Interesse hervorzuheben, welches wir an dem Zustandekommen des Bundestags zu nehmen haben. — Der Bundestag als solcher stellt sich als unverantwortlich dar; er verfügt — wie in Kassel — eigenmächtig über das Fortbestehen der Verfassungen, läßt, wie im dreißigjährigen Kriege, diejenigen, die anderer Meinung sind, durch „schwedische Reiter“ befehlen u. s. w. Gegen diese absolute Macht hat das Volk keine andere Schutzwehr, als die schwache der Presse. Wagt es aber die Presse, irgend eine Maßregel des Bundestags, oder das Wesen des Bundestags bis in seine rechtliche Existenz hinein in Frage zu stellen, so ist es mit einmal nicht mehr eine mystische Oberbehörde über die Regierungen, sondern die Vollgewalt aller Regierungen. Mit dem Angriff gegen den Bundestag beleidigt man alle 34 Fürsten, bis zu Lichtenstein herunter. — Wenn also aus der an sich verwerflichen Politik Preußens wenigstens soviel hervorgehen sollte, daß dieses Institut nicht in der alten Weise zu Stande kommt, so wären wir ihr doch einigen Dank schuldig.

Der Proceß Mais. — Die letzten Wochen des Jahres waren in Paris Zeugen eines Processes, der nicht sowohl durch die Größe seines Objects, als durch das seltsame Licht merkwürdig ist, welches er auf die politischen Sitten unserer Nachbarn

jenseits des Rheins, und die Stellung, welche die verschiedenen Gewalten der Republik gegen einander einnehmen, wirft. Jedermann weiß, welch wichtiges Element in der Staatsmaschine Frankreichs die politische Polizei bildet. Sie hat alle Revolutionen überdauert, oder ist vielmehr durch diese nothwendiger geworden, denn der durch die wiederholten Umwälzungen unterwühlte Boden birgt so viel Gefahren für die Regierung, daß das Spioniren für sie eine Nothwendigkeit wird. Ebenso bekannt ist es, daß ihre Agenten nicht allzu gewissenhaft zu verfahren gewohnt sind. Nichts ist häufiger, als die Klage, daß die Polizei selbst Verschwörungen veranlasse, in welcher ihre Agenten eine Rolle spielen, um dann ihre dupirten Mitverschwornen denunciiren zu können. Diese Klage ist meist grundlos. Dennoch ist die Polizei nicht so rein, als gewünscht werden muß. Die untergeordneten Agenten kennen die Wünsche ihrer Obern, und glühen von Dienstfeifer, sie mit Nachrichten zu versehen. Wenn wirklich Verschwörungen im Gange sind, so können sie sich in den Grenzen der Wahrheit halten; ist die Wahrheit nicht pikant genug, so wird einige Würze hinzugethan, um den Fund schmackhafter zu machen; sind aber die Zeiten schlecht, und fehlt es an Stoff für die Agenten, so muß die Phantasie herhalten. Ein Beispiel dieser Art gibt der Proceß Allais, der sich dem berühmten Proceß Dhu feck an die Seite stellen kann.

Zu einer Zeit, wo jeder Tag schwanger ging mit Gerüchten über Pläne des Präsidenten gegen die souveräne Nationalversammlung, und jeder Schritt und jedes Wort desselben argwöhnisch von den Führern der conservativen Majorität bewacht wurde, brachte ein untergeordneter Agent der politischen Polizei dem Polizeicommissar der Nationalversammlung Nachricht von einem Complot, den General Changanier und den Präsidenten der Nationalversammlung, Dupin, zwei Helden der conservativen Partei, zu ermorden. Natürlich machte die Sache ungeheures Aufsehen; die Frage: Ist das Complot eine Wahrheit oder nicht? und was daran hing — nichts weniger als eine Ministerkrisis — absorbirte wochenlang alles politische Interesse in Paris, die Debatte darüber füllte mehrere Sitzungen der Nationalversammlung, und machte manchem Ministerrath schwere Sorgen, bis eine ernste Untersuchung herausstellte, daß die ganze Anzeige eine unverschämte Mystification gewesen. In Folge dieser Entdeckung wurde ein Proceß gegen den Denuncianten Allais eingeleitet, der jetzt eben beendet worden ist.

Die Denunciation war in Form eines Berichts an den Polizeicommissar der Nationalversammlung, Don, gekommen und besagte, daß eine Gesellschaft bonapartistischer Verschworenen am 29. Oct. dieses Jahres in dem Laden eines gewissen Pichon, Materialwaarenhändlers in der Rue des Saussaies, eine Zusammenkunft gehabt und dort den Beschluß gefaßt hätten, General Changanier und Herrn Dupin zu ermorden. Die fruchtbare Phantasie des Agenten hatte nicht nur für das nothwendige Personal gesorgt, sondern auch für dramatisches haarsträubendes Beiwerk. Nach gefaßtem Beschlusse war angeblich gelooft worden, und auf einen Künstler, Namens Picot, das Loos gefallen, General Changanier in die andere Welt zu befördern. Allais selbst erhielt auf dieselbe Weise die Rolle zugewiesen, des guten Herrn Dupin's Leben zu einem frühzeitigen Ende zu bringen. Sechszwanzig Personen waren während der Beschlußfassung in der hintern Abtheilung der Materialwaarenladens anwesend. Die Verschworenen trennten sich erst spät Nachts. Das Nächste, was Herr Allais zu thun hat, ist, zu seiner Maitresse, Madame Raymond, einer Putzmacherin, zu gehen und dort die Nacht zuzubringen. Erst nächsten Morgen geht er zu dem Polizeicommissar Don und gibt diesem Nachricht

von dem Complot. Am Abend desselben Tages besucht Don, in Begleitung des Allais, die Rue des Sauffaies, und der Agent zeigt hier seinem Obern den Laden, in welchem das schreckliche Complot ausgeheckt worden ist. Das konnte man sich schon als Beweis gefallen lassen; aber zur weitem Bestätigung zeigte Allais auch noch seinem Chef die veritablen 40 Fr., welche er aus dem Elysée als seinen Antheil an der Unterstützung erhalten, die Ludwig Napoleon den Verschworenen angedeihen ließ. Solchen Beweisen ließ sich natürlich gar nicht widerstehen, und demnach schenkte Don den Enthüllungen seines Untergebenen von nun an unbedingten Glauben.

Was weiter geschah, ist noch seltsamer. Trotz der großen Wichtigkeit des Geheimnisses behielt es Don eine ganze Woche lang für sich. Erst am 6. November reichte er seinen Bericht bei der Quästur der Nationalversammlung ein. Die Zwischenzeit scheint er zu weitem Nachforschungen benutzt zu haben, die ihn immer mehr von der Richtigkeit seiner Entdeckung überzeugten. Als der Untersuchungsrichter Herrn Don die Nothwendigkeit vorstellte, seinen Gewährsmann Allais persönlich zu stellen, hielt ihn der Polizeicommissar, der recht wohl wußte, wo Allais sich befand, ab, vor Gericht zu erscheinen, und hatte ihn sogar drei Tage lang in seiner Amtswohnung im Palast der Nationalversammlung versteckt. Als sich Allais endlich vor Gericht stellte, machte er seinem Beschützer als Zeuge wenig Ehre, denn innerhalb weniger Tage widerrief er seine Denunciation, und dann wieder seinen Widerruf. Während des Processes hatte er sich wieder anders besonnen, behauptete die Wahrheit seiner Geschichte, und gab nur zu, daß es mit dem Loosziehen nicht ganz richtig sei. Die Aussagen der Gegenzeugen stellten die Grundlosigkeit der Denunciation und die vollständige Unglaubwürdigkeit des Denuncianten in das grellste Licht. Fast spaßhaft klingt die Aussage des Materialwaarenhändlers Pichon, des schwer verleumdeten Ladeninhabers der Rue des Sauffaies. Sie wird als Probe vollständig genügen.

„Herr Pichon,“ heißt es in dem officiellen Bericht über den Proceß, „Materialwaarenhändler, Rue des Sauffaies, No. 2, sagt aus, er sei ein Mitglied eines Vereins mit dem Namen „Amis de l'Ordre et de l'Humanité“ gewesen. Eine Versammlung habe in seinem Laden am 29. October nicht stattgefunden. Die hintere Abtheilung seines Ladens könne gar nicht 26 Personen fassen (soviel Anwesende hatte Allais angegeben), sondern höchstens acht oder zehn. Als er in der Zeitung von der angeblichen Verschwörung in seinem Hause gelesen, sei er höchlich erstaunt gewesen und zu dem Polizeicommissar seines Districts gegangen, um sich Rath zu holen. Dieser rieth ihm, sämmtliche in seiner Straße wohnende Materialwaarenhändler zu einer Erklärung in den Zeitungen zu veranlassen, daß sie, soweit die Denunciation sie beträfe, sie für vollständig unbegründet erklären könnten. Dies geschah auch.

„Allais erklärte, daß wohl 26 Personen und noch mehr in der hintern Abtheilung des Ladens Platz fänden, wenn nur die Reis- und Kaffeefäcke herausgeräumt würden.

„Der öffentliche Ankläger bemerkte, Keiner, der den Laden sehe, könne glauben, daß er 26 Personen zu halten im Stande sei. Auch habe der Angeklagte dies seiner Zeit schon dem Untersuchungsrichter zugegeben. Auch habe Allais ausgesagt, die Frau des Materialwaarenhändlers und ein anderes Frauenzimmer, Desirée Duranlot, seien bei der Versammlung am 29. October anwesend gewesen; aber Hr. Pichon sei gar nicht verheirathet, und das andere Frauenzimmer habe ein Alibi dargethan.

„Allais gab zu, daß er sich geirrt habe; entschuldigte sich aber mit dem Umstand, daß er sehr aufgereggt gewesen sei und mehrere Gläser Brantwein getrunken gehabt.“

Nach solchen Aussagen und Zugeständnissen darf es nicht Wunder nehmen, daß das Gericht nach kurzer Berathung den Angeklagten Allais der Verleumdung für schuldig erklärte und zu einjährigem Gefängniß, 300 Fr. Strafe und den Kosten verurtheilte. Damit war aber die Sache blos für Allais zu Ende; sie hatte auch noch ihre politischen Folgen.

Sowie es sich herausgestellt hatte, daß sich der Polizeicommissar Don von Allais hatte gröblich mystificiren lassen, suspendirte ihn der Polizeipräfect Carlier, froh, einem von ihm sonst unabhängigen Beamten etwas auswischen zu können, von seinem Posten als Polizeicommissar der Nationalversammlung. Das aber nahm diese sehr übel. Herr Carlier, ein sehr entschiedener Anhänger des Elysée, steht ohnedies nicht in großer Gunst bei der Nationalversammlung, und diese, welche die Amtssetzung ihres Commissars als einen Eingriff in ihre Rechte auffaßte, beschloß, die Verordnung Herrn Carlier's nicht zu befolgen. Das Ministerium dagegen unterstützte den Polizeipräfecten und drang auf die Entlassung Don's. Stürmische Verhandlungen der Nationalversammlung, wiederholte Drohungen des Ministeriums, seine Entlassung zu nehmen, leidenschaftliche Erörterungen in der Presse beider Parteien über die Usurpationen des Elysée und die Anmaßungen der Nationalversammlung waren die nächste Folge, bis endlich nach langen Händeleien die Sache mit einem Compromiß endigte, das beide Theile vor der Hand zu befriedigen schien. Der widerwärtige Streit aber hatte doch den Anlaß zu der Spannung zwischen der Nationalversammlung und dem Ministerium gegeben, die soeben mit dem Entlassungsgefuß des letztern geendigt hat.

Ein englisches Drama: Philipp von Frankreich und Marie von Meran von Marston. Verhältnißmäßig bekommen wir von den theatralischen Versuchen der Briten viel weniger zu sehn, als von unsern französischen Nachbarn. Der Grund liegt, wie fast immer in solchen Fällen, in dem wirklichen Werthverhältniß. Nach allen Proben, die wir von dem englischen Theater dieses ganzen Jahrhunderts haben, ist es womöglich noch schlechter, wenigstens ebenso schlecht als das deutsche. In den Dramen von Byron haben wir das Maximum der neu-englischen Poesie. Viel Pathos, Sentimentalität, ein epigrammatisch zugespitztes Empfinden, aber wenig Verstand in der Action, und von der Gluth der Shakespeare'schen Leidenschaft keine Spur. Auch die Kritik ist verwildert, wie immer, wo es nichts Bedeutendes zu zerlegen gibt; ein englischer Kritiker in Fraser's Magazin z. B., aus dem wir die Notizen zu dem Nachfolgenden entnehmen, stellt Shakespeare, Schiller, Göthe und Raupach zusammen. Und die „Musterstücke“ des neu-englischen Theaters möchten in der That auch mehr neben Raupach, als neben den drei erstgenannten Dichtern zu erwähnen sein.

Das Stück, von welchem wir reden, ist Philip of France and Marie de Meranie von Marston, einem Dichter, der schon durch frühere Dramen, namentlich: The Patricians Daughter, dem Publicum bekannt war. Es ist im Olympischen Theater aufgeführt, und verdankt seinen Erfolg vor allem dem Talent zweier Darsteller: Mr. Mackready und Miß Helen Faucit.

Das Sujet ist bekannt, und mehrfach dramatisch bearbeitet; namentlich von Ponsard, dem Dichter der Lucretia. — König Philipp August verstößt seine rechtmäßige Gemahlin

Ingeburge und heirathet Agnes von Meran; er wird in Folge dessen excommunicirt, das Land mit dem Interdict belegt, und er sieht sich endlich, nach langem Sträuben, genöthigt, der Kirche zu weichen. Agnes stirbt vor Gram.

Das Sujet ist gut, aber mehr, wie ich glaube, für die Oper, als für das Drama. Es bietet Gelegenheit zu gewaltsamen, aber einfachen Gefühlsconflicten, die durch eine genauere Individualisirung an ihrem Ernst nur verlieren können. Selbst die Schrecken des Interdicts, die finstere Gewalt der Kirche u. s. w., lassen sich besser musikalisch ausführen, als dramatisch detailliren. Es sind auch schon ein Paar Opern daraus genommen: *la Straniera* und *la Favorite* (letztere enthält wenigstens einen ähnlichen Gegenstand); aber die Fabrikanten der Operntexte sind nicht im Stande, einen einfachen Contrast, der doch für die Oper die angemessenste Grundlage ist, ernst und würdig festzuhalten; sie können es nicht unterlassen, novellistische Narrenspotten und unnöthiges Beiwerk einzumischen. Bonfard hat es versucht, durch rigorose Einfachheit dem Stoff gerecht zu werden; aber was für die Oper sehr passend wäre, macht sich im Drama fahl und trocken. — Trozdem halte ich *Agnes de Meranie* noch für sein bestes Stück.

Marston hat die Fabel dadurch verwickelt, daß er die Liebe des Königs zu Agnes (hier Marie genannt) bereits in die Zeit vor seiner Verheirathung mit Ingeburge verlegt; wodurch die Charakterschwäche desselben auf eine unnöthige Weise vergrößert wird. — Der erste Act enthält nicht viel mehr als die Gefühle der verlassenen Marie; im zweiten kommt die Nachricht von der Scheidung mit Ingeburge, und der König selbst, welcher einen höchst sentimentalen Dialog mit seiner Geliebten hält, sein früheres Verhältniß zu Ingeburge für eine wahnsinnige Verblendung erklärt, sich vor ihr auf den Knien windet, und sie noch dadurch zu bewegen sucht, daß Marie als sein besseres Ich einen heilsamen Einfluß auf ihn ausüben würde („Deine Liebe ist nicht allein meines Glückes Krone, sondern eine Naturnothwendigkeit; nicht bloß eine Blüthe an meinen Lebenszweig geheftet, sondern die Lebensessenz, welche die Wurzel erfüllt! Du hast mein Wesen verwandelt! Früher maß ich den Ruhm nur nach kühnen Thaten; du lehrtest mich, daß Befreier ein heiligerer Name ist als Sieger. Ich hörte dich, und dem Gefangenen entfielen seine Fesseln; dich, und begnadigt umklammerte der Verräther meine Kniee; ich habe dir Altäre in den Herzen meines Volks aufgerichtet“ u. s. w.), worüber Marie natürlich so gerührt wird, daß sie endlich einwilligt. — Im dritten Act wird das Interdict geschildert. — Der vierte ist der beste; Marie ist in zitternder Erwartung, da sie lange nichts von Philipp gehört hat; endlich erscheint dieser selbst, und erklärt nach langem Sträuben, er habe eingewilligt, Ingeburge wieder zu sich zu nehmen; er bietet ihr an, als Geliebte bei ihm zu bleiben. Mehr mit stolzem Schmerz als mit Verachtung weist sie ihn zurück. Sie trauert über den „Flecken auf seinem Herzen“; er fällt ihr wieder zu Füßen: „Staub ist auf meinem Haupt! süße Heilige! Du bist von einem höhern Wesen als ich, Du hast Recht, mich von Dir zu stoßen.“ „Steh auf! die Füße, welche auf des Lebens rauhem Pfad von Dornen zerrissen sind, eignen sich wenig dazu, einen wankenden Bruder zu treten.“ „Vergib mir“ u. s. w. Kurz, die Scene endet wieder in einer zärtlichen Umarmung und einem rührenden Abschied. — Im fünften stirbt Marie, gerade in dem Augenblick, als Philipp selbst ihr die Nachricht bringt, daß jetzt durch eine legitime Scheidung von Ingeburge alle Hindernisse ihrer Verbindung beseitigt seien. Sie segnet ihn und verschleidet in seinen Armen. Und das heißt Ruhm! ruft er bitter aus.

Französisches Theater. Scribe ist in dem verfloffenen Jahr von einer wahrhaft wunderbaren Fruchtbarkeit gewesen; einer Fruchtbarkeit, die seine gewöhnliche noch weit hinter sich läßt. Nachdem seine Contes de la reine de Navarre, die jetzt auch in Berlin gegeben worden sind, ein Paar Monate hindurch der Löwe des Théâtre Français waren, nimmt jetzt eine fünfactige Oper von Auber, wozu er den Text geschrieben hat: *L'enfant prodigue*, die Aufmerksamkeit des französischen Publicums in Anspruch. Um durch den Reiz der Neuheit zu wirken, hat Scribe die Geschichte vom verlorenen Sohn in die Urzeit Aegyptens verlegt. Der Vater ist Häuptling eines jüdischen Nomadenstamms. Der Sohn wird von einer fieberhaften Sehnsucht nach der Ferne verzehrt, und wandert endlich nach Memphis, wo die liederlichen Priester der Isis ein Leben eingeführt haben, das der Zeit der régence so ähnlich sieht, als ein Wassertropfen dem andern, wenn es auch durch einige Krokodile, Kameele, Obeliskten, Pyramiden, Sphinxen u. dgl. nach Art der Zauberflöte, und durch Anklänge an die Muse von Félicien David und Méhul's Joseph in Aegypten gewürzt wird. Orgien hinter den Couliſſen, glänzende Ballets, ungeheure Schulden sind die Hauptsache; in Folge der Schulden Noth, Dienst bei einem Kameeltreiber (Idealisirung der historischen Schweine), endlich Neue, Rückkehr und Schlachten des berühmten Kalbes geben den erwünschten Schluß.

Bei Gelegenheit des Referats über dieses Stück im Journal des Débats geht Hector Berlioz auf die Manie der Anbetung von Künstlern und namentlich Künstlerinnen ein, was auch uns zu einigen Bemerkungen veranlaßt. — Die Verehrung gegen diese herumreisenden Göttinnen hat einen Grad erreicht, der nicht allein dem gesunden Menschenverstand Einzelner, sondern unserer gesammten Sprache den Untergang droht. Man hat die Hyperbeln auf eine solche Weise gesteigert, daß auch der wahnsinnigste Enthufiasmus bereits als flach, nüchtern, ja als unehrverbietig erscheint. Wenn z. B. heute, nach der Apotheose Jenny Lind's in Amerika, Jemand zu ihr also sprechen wollte: „Gottheit! Verzeih, wenn der Sohn des Staubes von Deiner Allmacht nur stammeln kann. Deine Stimme ist süßer als der Gesang der Sphären; Deine Schönheit überstrahlt alle Göttinnen des Olymp; gegen Deine Nase gehalten, ist die Nase des belvederischen Apoll eine Gurke; selbst der Ring des Saturn ist unwürdig, die Majestät Deiner heiligen Stirn zu krönen. Vergönne uns, daß wir — nicht etwa den Staub zu Deinen Füßen küssen, deß sind wir nicht werth, sondern nur den Stallboden, wo Deine Pferde gestanden haben;“ — so würde Jenny verächtlich die schöne Nase rümpfen, und fragen: „Wer ist dieser Bümmel, der mit Mir so zu reden wagt, wie mit der ersten besten Grisette vom Chor?!“ — Sonst war es etwas, wenn der Adel einer Stadt die Pferde aus dem Wagen einer Sängerin ausspannte, und sich an deren Stelle setzte; wenn jetzt sich nicht die ganze Stadt unter ihren Wagen wirft, wie die Indier vor die Rolle ihrer Götzen, um sich mit Entzücken zermalmen zu lassen, so ist keine Poesie mehr im Volke. Wenn in einem Concert nicht die Hälfte des Publicums vor übergroßer Freude ohnmächtig wird, und die andere in solchen Wahnsinn versetzt, daß sie sich unter einander erdolcht und erwürgt, so ist das eine unerhörte Geschmacklosigkeit.

Und wozu diese Raserei? — Je lauter der Lärm, je voller der Saal; je voller der Saal, je runder der Beutel. — — Und darüber geht das Kunsturtheil in die Hände des Pöbels über, und die innige, warme Freude an dem Schönen geht zu Grunde. — Eduard Devrient erzählt in seinen sehr interessanten Briefen aus Paris von einer

Zusammenkunft mit der Rachel, die damals ihre Laufbahn eben angetreten hatte, und sich mit der Grazie eines verzogenen Kindes von einem Duzend galanter Journalisten die Cour machen ließ. — Sie sind eine Göttin! sagte der Eine; in drei Jahren können Sie Sich 100,000 Francs verdienen. — Ein voller Beutel als Attribut der Gottheit! In der That, unsere Zeit besitzt einen Ueberfluß an Narrheit, aber höllisch wenig Poesie.

— Noch einige theatralische Neuigkeiten. Im Odeon hat ein Lustspiel von Camille Doucet: die Feinde des Hauses, in 3 Acten, Erfolg gehabt. Ein Notar Nerval, eifersüchtig wie alle Notare, hat einen Grafen St. Remy in Verdacht, obgleich dieser Biedermann sich aus keinem andern Grunde in der Nähe seiner Wohnung aufhält, als um in einem angrenzenden See zu fischen: dagegen erscheint ihm ein sentimentaler Marine-Lieutenant, Maurice, entschieden gefahrlos. Und doch hat dieser mit Me. Nerval, noch ehe sie Me. Nerval war, ein Verhältniß gehabt, und die Sache würde sehr schlimm ausgehen, wenn sich nicht noch zur rechten Zeit eine anderweitige Geliebte fände, die Ehre des biedern Notars zu retten. Sentimentalen Marine-Lieutenants ist nicht zu trauen! — In den Variétés hat Paul Vermont in seinem Fechtmeister einen rührenden Tugendspiegel gegeben, der den thränenreichen Baillasse noch übertrifft; der gute Fechtmeister will einen Dandy massacriren, der eine Verwandte beleidigt hat; aber es findet sich, daß dieser junge Löwe der Sohn eines alten Kriegskameraden ist; und diese Erinnerung bewegt den Fechtmeister, sich selber im Duelle verwunden zu lassen, um dem Sohn seines Freundes den Ruf eines Unbesiegbaren zu geben, und ihn dadurch gegen künftige Duelle sicher zu stellen. Das ist doch recht gutmüthig.

Den geläufigsten Gegenstand der komischen Muse bilden in diesem Augenblicke die sympathetischen Schrecken. Ein Charlatan oder Spatzvogel, ich weiß es selber nicht recht, will die Entdeckung gemacht haben, man könne zwei Schnecken auf eine solche Weise magnetisiren, daß jede Bewegung der einen in demselben Augenblicke den Körper der andern durchzucke, wie weit sie auch von einander getrennt sein mögen. Das gäbe allerdings den schnellsten und pünktlichsten Telegraphen von der Welt. Will einer aus Leipzig nach Wisconsin in Nordamerika auswandern, so braucht er blos eine sympathetische Schnecke in die Tasche zu stecken, und dem guten Freund, der in Leipzig bleibt, die andere zurückzulassen. Wer von ihnen dem andern etwas mittheilen will, erregt in dem Körper seiner Schnecke bestimmte Bewegungen, und diese theilen sich in demselben Augenblick der tausend Meilen entfernt wohnenden sympathetischen Bestie mit. — Die Komödie hat natürlich diesen Einfall auf das reichlichste ausgebeutet, und die illustrierten Witzblätter sind nicht zurückgeblieben.

Kleine Leiden auf einer russischen Eisenbahn. — Granice ist die erste russisch-polnische Eisenbahnstation. Der Reisende sieht beim Aussteigen aus seinem Waggon russische Uniformen, und eine gewisse Unbehaglichkeit lähmt ihm die Zunge. Er will in's Wartezimmer; „Paß!“ ruft ihm ein schnaubbärtiger Gensd'arme entgegen. Das Document wird hervorgesucht, abgegeben und wandert in das nahe Postcomptoir. Jetzt öffnet sich ihm das Wartezimmer. Der Eisenbahnconducteur schleicht ihm nach und bittet sehr höflich um ein kleines Biergeld. Bald stellt sich ein zerruppter Packträger ein und erinnert daran, daß die Koffer untersucht werden sollen und daß sie überhaupt erst sicher verwahrt sind, wenn man sie aus dem Revisionslocal

fortgeschafft hat. Der Reisende öffnet mit möglichst unverdächtiger Miene seine Habseligkeiten; ein blauuniformter Glaskopf senkt seine Hand unter die zusammengelegte Wäsche, schiebt den Koffer bei Seite, läßt den Reisenden wieder zuschließen und bittet, in Rücksicht auf gehabte Nachsicht, um ein Biergeld, mit dem Zusatz: „wir sind unserer Sechs“. Hat er Steuerbares entdeckt, einen zweiten Pelz oder Aehnliches, so stellt er auch wohl eine der größern oder kleinern Nachsicht entsprechende Forderung, doch begnügt er sich lieber mit einer kleinen Summe Kupfergeld, als daß er österreichisches Papiergeld annähme.

Trifft sich's, daß der Zug in Granice übernachtet, so findet der Reisende im Eisenbahngebäude Gelegenheit, Nachts sein Zimmer mit drei Schlafcameraden zu theilen, da die Localität einmal nicht anders ist. Für alle Bier ist das Töpferkunstwerk gemeinschaftlich, welches ganz anders aussieht, als eine Punschbowle. Ein paar Reisende weiblichen Geschlechts sind im Nebensaal einquartiert, und ihre Kammerzofen laufen bei jeder Besorgung durch den Schlaffaal der Herren, wiederum, weil die Localität einmal nicht anders ist.

Nach einer schlaflosen Nacht geht die Reise Morgens per Eisenbahn weiter nach Warschau. Im Paßbureau hat der Paß sein Bijum erhalten ohne Trinkgeld, und der Reisende sitzt leidlich auf dem 1. oder 2., sehr unleidlich auf dem 3. und in allmähigem Erstarren unter Gottes freiem Himmel auf dem 4. Platz. Die Schienen sind nach dem alten System gelegt und die Wagen schütteln in einem solchen Grade, daß an eine Unterhaltung nicht zu denken ist. Die Maschinen sind von Cockerill, der Dienst nicht schlechter, als auf einzelnen deutschen Bahnen, und besser, als auf mancher östreichischen. Fast auf allen Stationen hat man Gelegenheit, Butterbrot, Thee ohne Milch und Schnaps zu erhalten, die drei „innig gesellten Elemente“, ohne welche es einmal in Polen nicht geht. Die Wirthe sind größtentheils Juden, wie in ganz Polen, wenigstens auf dem Lande. Für den Fremden sind die Juden Alles, denn sie sprechen sämmtlich deutsch; ist er des Weges unkundig, so greift er den ersten besten Juden auf, der ihm ohne Weiteres dienstfertig Bescheid geben wird; will er die Stadt besuchen, so klopft ein laufsender Factor an sein Zimmer und dringt ihm seinen Dienst auf; ein dickes Judenweib geht in den Hôtels, als Banquier, von Zimmer zu Zimmer; ein jüdischer Kuppler schleicht mit den Schönsten seines Stammes bei nächtlicher Weile durch die Corridore und preist durch's Schlüßelloch seine harrende Waare an. Auf dem Lande aber ziehen sie mit ihren klingenden Rubeln und ihren Pfandbriefen und Zinscoupons von einem Gute zum andern und lassen sich von dem herabgekommenen Edelmann den Halm auf dem Felde für Jahre im Voraus verschreiben, denn das halbe baare Vermögen in ganz Polen gehört ihnen; sie sitzen als Branntweinverkäufer hinter ihrem Ladentisch, und am Sabbath kann man sie mit der Mütze in der Hand in ihrer Schenke sehen, wie sie das Gesetz Moses ehren und kein Geld mit den Händen anrühren, — sondern mit der Mütze. Sie sind Musikanten, Glaser, Tischler, Töpfer, Schneider und was sonst an Handarbeit nicht zu viel Kräfte kostet; ihr Fuhrwerk machen sie sich selbst, so gut wie alle andern Bauern, auch auf's Pferd wagen sie sich, so schlecht sich's auch in ihrem langen Talar reiten läßt, und Pferdehändler sind sie von einem Ende des Landes bis zum andern.

Der dritte Platz auf der Eisenbahn ist gewöhnlich 6 Tage in der Woche durch Juden besetzt, und während der ersten Stunden hat jeder sein Gebetbuch in der Hand

und sagt seine hebräischen Gebete her. Auch ereignete sich auf diesem Platz vor unsern Augen, daß ein polnischer, etwas betrunkenener Officier, von dem Conductor gehalten, die innere Thüre des Wagens so behandelte, wie der Hund den Eckstein, was übrigens Niemandem seinen guten Humor nahm.

Auf der Mittagsstation Petrikau sitzen in der Restauration sieben blinde Musikanten am Ofen und spielen polnische Tänze. Es wird wieder geläutet und gepfiffen und vorwärts soll's gehen nach Warschau. Aber dem Oberconductor wird ein Zeichen gegeben; der Zug bleibt halten. Zwei Polizeisoldaten kommen an unsern Waggon. „Wo ist der Herr?“ — „„Da in der Ecke,““ lautet die Antwort. „Steigen Sie aus,“ heißt es weiter. Ein blaffer, junger Mann folgt betroffen der barschen Weisung. „Sie haben aus einer deutschen Zeitung vorgelesen; es dürfen keine gedruckten Sachen eingeführt werden; geben Sie das Blatt heraus.“ Der junge Mann zieht den unglücklichen Kladderadatsch aus der Tasche. Der Polizist bemächtigt sich des Corpus delicti und führt den Delinquenten ins Eisenbahnbureau, seine Sachen werden abgeladen, der Zug geht ab. — Eine Weile war Alles still. Nach und nach kamen wieder Unterhaltungen in Gang, doch wurde der Vorfall selbst im Gespräch vermieden. In Warschau frug ich einen höhern Beamten der Eisenbahn, was das Schicksal des Kladderadatschlesers sein werde. „Ihm geschieht nichts“, war die Antwort, „denn er ist Ausländer. Er bekommt ein Retourvisum auf seinen Paß, ein Zwangsbillet für den vierten Platz und fährt mit dem Zug, der uns eben jetzt begegnete, wieder nach Hause. Der Jude neben Ihnen hatte ihn denunciirt. In dieser Woche ist es der dritte Fall.“

Kaiser Faustin Soulouque. — Der wackre Prinz der Schwarzen hat den französischen Republikanern durch seine lächerlichen Nachäffungen der französischen Monarchie, und namentlich durch die Stiefeln und den dreieckigen Hut zu gute Veranlassung gegeben, an dem „Neffen des Dinkels“, der von ähnlichen Wünschen ausgeht, sich in guten und schlechten Wigen zu üben, als daß sie nicht aus Dankbarkeit ein größeres Interesse für seine Person empfinden, und seine eigenthümliche Lage eines genauem Studiums würdigen sollten. — Es ist in den letzten Monaten über diesen Gegenstand von Gustave d'Alaux eine sehr lesenswerthe Abhandlung erschienen, aus welcher sich ergibt, daß mitten unter jenen lächerlichen und scurrilen Scenen genug des Scheußlichen und des Grausenhaften zu finden ist, um Eugen Sue oder Victor Hugo Stoff zu vielen Romanen zu geben. Kaiser Soulouque hat sich nämlich weder durch seine staatsmännischen noch durch seine militärischen Talente den Thron von Hayti erworben; er ist nichts mehr und nichts weniger als ein Zauberer, der Chef einer wilden, abergläubischen und blutigen afrikanischen Geheimreligion, die auch unter der Herrschaft der Weißen niemals ganz ausgerottet werden konnte und die nun mit ihren Greueln und Sonderbarkeiten zur Staatsreligion erhoben ist, natürlich neben dem katholischen Christenthum, das dadurch an seiner Geltung nichts einbüßt. — Eine auf gründliche — freilich sehr schwierige — Forschungen gestützte Geschichte von St. Domingo würde mehr moralisches Interesse gewähren, als einige hundert Novellen jener Schule, die zum Grundsatz hat: rien n'est beau que le laid, et rien n'est laid que le beau.

Verlag von **F. V. Herbig.** — Redacteurs: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von **C. C. Elbert.**